

BEITRÄGE ZUM WORKSHOP „GUTACHTEN SCHREIBEN“

Praxis und Haltung: Bericht zum Workshop „Gutachten schreiben“

Patrick Ressler

Trotz der großen Bedeutung von Gutachten und der damit verbundenen „Machtstellung“ von Gutachtern wird Gutachtens Schreiben im Rahmen der wissenschaftlichen Sozialisation kaum systematisch geübt. Vor diesem Hintergrund veranstaltete die DGfE am 26. Oktober 2012 in Berlin den Workshop „Gutachten schreiben. Zu Rolle und Qualität von Begutachtungen in der Erziehungswissenschaft“. Die Referenten waren Harm Kuper, Professor für Weiterbildung und Bildungsmanagement an der Freien Universität Berlin, und Katharina Maag Merki, Professorin für Theorie und Empirie schulischer Bildungsprozesse an der Universität Zürich. Gutachten, so das Fazit, können Medien anspruchsvoller wissenschaftlicher Kommunikation sein, die von Gutachtern neben fundierten Sachkenntnissen ein hohes Maß an Selbstreflexion erfordern.¹

Den ersten Teil des Workshops gestaltete Harm Kuper. Am Beispiel der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, zu deren Herausgebern er gehört, erläuterte er die einzelnen Schritte eines Begutachtungsverfahrens von der ersten Einreichung eines Manuskripts, über die verschiedenen Stadien der Begutachtung und Überarbeitung bis hin zur endgültigen Annahme bzw. Ablehnung. Dabei ging er auf die Erwartungen an potentielle Gutachter – bspw. mit Blick auf eigene Publikationserfahrung, Zuverlässigkeit sowie die Qualität der Gutachten – ebenso ein wie auf formale und inhaltliche Merkmale erfolgreicher Beiträge. Darüber hinaus stellte er die aktive Rolle der Herausgeber in allen Stadien des Verfahrens heraus. Dies betrifft etwa die Frage, welche Manuskripte überhaupt in die Begutachtung kommen, sowie die letzte Entscheidung über die Annahme oder Ablehnung eines Beitrags, etwa wenn die Gutachten unterschiedliche Empfehlungen aussprechen. Darauf aufbauend erarbeiteten die Teilnehmenden im Austausch untereinander und mit dem Referenten Kriterien für „gute“ Gutachten.

Es wurden mehrere Punkte deutlich: Mit Blick auf den Inhalt konstatierten die Teilnehmenden, dass sich viele Gutachten nur bedingt als Grundlage für eine Überarbeitung eignen, weil sie zu vage formuliert seien (etwa „Die

1 Der Einfachheit halber wird im Folgenden lediglich die männliche Form verwendet.

Argumentation ist nicht überzeugend...“) und/oder den Gutachtern dazu dienen, ihre eigenen Forschungspräferenzen auszubreiten, anstatt auf das zu begutachtende Manuskript einzugehen. Vor diesem Hintergrund formulierten die Teilnehmenden den Wunsch, dass Gutachten dicht am Manuskript bleiben, positive Aspekte wie Kritikpunkte möglichst klar benennen, anhand geeigneter Beispiele aus dem Text illustrieren und daraus konkrete Überarbeitungsvorschläge ableiten sollten. Gutachter sollten auf Grundlage ihrer fachlichen Expertise begutachten, dabei jedoch auch von persönlichen thematischen, theoretischen und methodischen Präferenzen abstrahieren und das Manuskript in seinem spezifischen Kontext würdigen.

Als problematisch beurteilten viele Teilnehmende auch den oft als destruktiv empfundenen Stil vieler Gutachten: Während Kritik meist recht offen geäußert werde, würden positive Aspekte selten gewürdigt. Zudem sei der Ton etlicher Gutachten „besserwisserisch“ und in einigen Fällen sogar respektlos, etwa wenn Kritik pauschalisierend formuliert sei und/oder sich über das Manuskript hinaus auch auf die Person des Autors erstrecke („Es ist ganz offenkundig, dass der Autor [...] ist.“). Kuper betonte, dass Gutachten nicht der Selbstdarstellung dienen, sondern kollegiale und konstruktive Rückmeldungen an die Autoren sein sollten. Um diesen Aspekt zu verdeutlichen, schlugen einige Teilnehmende vor, Gutachter dazu anzuhalten, ihre Gutachten in der Form eines persönlichen Briefs an den Autor zu schreiben.

Wenngleich keine Einigkeit bestand, ob dies tatsächlich ein probates Mittel sein könnte, teilten die Teilnehmenden den Wunsch, dass Gutachter so formulieren sollten, wie sie im „normalen Leben“ selbst gerne angesprochen würden. Sich beim Schreiben den (unbekannten) Autor als direktes Gegenüber zumindest vorzustellen und sich dabei bewusst auch die Stärken eines Texts zu vergegenwärtigen, könne eine gute Übung sein. Oftmals, so die auch selbstkritische Einschätzung vieler Teilnehmender, fehle es Gutachtern vermutlich weniger am guten Willen als vielmehr an der Übung, Kritik auf eine konstruktive und wertschätzende Weise zu formulieren.

Daran anknüpfend diskutierten die Teilnehmenden, dass Inhalt und Stil vieler Gutachten auf ein allgemeineres Problem verweisen: So herrsche im Rahmen von Vorträgen und anderen akademischen Anlässen, in denen die Beteiligten persönlich aufeinanderträfen, oft eine gewisse Zurückhaltung, wenn es darum geht, Kritik zu äußern. Selbst Beiträge, die etablierten Qualitätskriterien offenkundig nicht entsprächen, würden oftmals nicht kritisiert („Herzlichen Dank für diesen äußerst inspirierenden Vortrag [...].“). Sobald der Referent außer Sicht- und Hörweite sei – ähnlich wie bei anonymisierten Begutachtungsverfahren –, falle die Kritik jedoch umso unverhohlener aus. Dies sei insofern schade, als sowohl Kritik als auch Anerkennung, die nicht expliziert werden, insofern unproduktiv seien, als sie Referenten und Autoren die Chance nähmen, sich konstruktiv mit ihnen auseinanderzusetzen. Dies sei

auch Ausdruck einer akademischen Kultur, deren Umgang mit Anerkennung und Kritik insgesamt noch entwicklungsfähig sei.

Mit Blick auf den Verfahrensablauf ging es in der Diskussion vor allem um Fragen der Verbindlichkeit. So sei aus Herausgebersicht besonders ärgerlich, so Kuper, wenn angefragte Gutachter sich wochenlang Zeit ließen, bis sie auf eine Anfrage reagierten, nur um dann abzusagen, vereinbarte Fristen nicht einhielten und/oder generell unzuverlässig kommunizierten. Aus Autorsicht komme hinzu, so die Einschätzung vieler Teilnehmender, dass offenbar nicht nur Gutachter und Herausgeber, sondern auch Herausgeber und Autoren oft unzureichend miteinander kommunizierten. So erhielten Autoren auch auf Nachfrage oft keine verbindliche zeitliche Perspektive. Vielmehr sei die Begutachtungsdauer oft unberechenbar und könne von wenigen Wochen bis zu mehreren Monaten reichen. Aufgrund des Verbots von Mehrfacheinreichungen könnten währenddessen meist auch keine alternativen Publikationsmöglichkeiten geprüft werden. Zwar bestand Einigkeit, dass „einklagbare“ Deadlines wohl keine realistische Option sind, da Gutachten eine freiwillige Leistung an die Scientific-Community sind und es mitunter schwierig ist, überhaupt geeignete und willige Gutachter zu finden.

Angesichts eines doch erheblichen „Machtgefälles“ wurde ein Mindestmaß an Verfahrensverbindlichkeit und -transparenz angemahnt, das nicht nur einseitig die Autoren bindet. Dazu gehöre eine Selbstverpflichtung auf für alle Beteiligten angemessene transparente Fristen sowie eine unverzügliche und mit einer realistischen neuen Zeitperspektive versehene Benachrichtigung, sollten diese Fristen überschritten werden. Insbesondere Gutachter und Herausgeber sollten sich stärker in die Situation von Autoren versetzen, die auf zügige Veröffentlichungen angewiesen seien. Selbstkritisch stellten die Teilnehmenden allerdings fest, dass im Trubel des akademischen Alltags die Versuchung oft groß sei, sich als Gutachter – ohne böse Absicht – genauso zu verhalten, wie „man“ selbst als Autor eigentlich nicht behandelt werden möchte („So ist das Geschäft eben [...]“).

Schließlich wurde auf einer grundsätzlichen Ebene diskutiert, ob etablierte (double) Blind-Peer-Review-Verfahren überhaupt angemessene Instrumente wissenschaftlicher Qualitätssicherung sind. Vor dem Hintergrund einschlägiger Forschungsergebnisse zu intendierten und nicht-intendierten Effekten wurde die Gefahr diskutiert, dass solche Begutachtungsverfahren nicht immer Originalität und Qualität belohnen, sondern die Konformität mit dem jeweiligen wissenschaftlichen Mainstream. Problematisiert wurde, dass Herausgeber durch die strategische Auswahl von Gutachtern bis zu einem gewissen Grad persönliche Präferenzen durchsetzen und damit den eigentlichen Sinn von Peer-Review-Verfahren untergraben könnten. Kuper vertrat die Ansicht, dass es derzeit keine Alternative zum Peer-Review gebe und dass zumindest die Herausgeber der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft bewusst mit den damit verbundenen Herausforderungen umzugehen versuchten.

Der insgesamt eher theoretisch-reflexive erste Teil bildete eine tragfähige Basis für den stärker anwendungsbezogenen zweiten Teil des Workshops. Katharina Maag Merki brachte als Referentin ihre umfassende Erfahrung als Antragstellerin und Gutachterin ein. Auf der Grundlage eines eigenen, in der vorliegenden Form abgelehnten und erst nach Überarbeitung bewilligten DFG-Antrags erläuterte sie zunächst den Ablauf des Begutachtungsverfahrens sowie wesentliche Begutachungskriterien der DFG.

Danach arbeiteten die Teilnehmenden den Antrag in Kleingruppen durch. Zu den leitenden Gesichtspunkten gehörten die Relevanz des Themas, die Kongruenz von Forschungsfragen, Theorien und Methoden, die Plausibilität des Arbeitsprogramms, die Stringenz und die Eingängigkeit der Darstellung u.a.m. Dabei sollten die Teilnehmenden ihre Beurteilungskriterien benennen und vor diesem Hintergrund explizieren, was sie als die Stärken bzw. Schwächen des Antrags erachteten. Auf dieser Grundlage sollten sie schließlich eine Empfehlung zur Annahme bzw. Ablehnung formulieren. Im Zuge dieser anspruchsvollen, vor dem Hintergrund des ersten Teils des Workshops äußerst effektiven Übung wurde deutlich, wie subjektiv Begutachtungsverfahren trotz der relativ klaren Vorgaben der DFG selbst dann sind, wenn sich Gutachter so intensiv austauschen und auf gemeinsame Kriterien verständigen können wie in der „Laborsituation“ des Workshops: So gab es sowohl Arbeitsgruppen, die den Antrag annahmen, als auch solche, die eine Ablehnung empfahlen, und auch innerhalb einzelner Gruppen herrschte mitunter keine Einigkeit. Darüber hinaus zeigte sich, dass konstruktive Kritik, die auch positive Aspekte gebührend würdigt, selbst dann viel leichter gesagt als getan ist, wenn unmittelbar vorher eine intensive Auseinandersetzung mit diesem Thema möglich war.

Die Quintessenz des Workshops lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Als konstruktive und wertschätzende Rückmeldungen können Gutachten für Zeitschriftenbeiträge und Forschungsprojekte wichtige Medien wissenschaftlicher Kommunikation sein, von denen Autoren und Gutachter gleichermaßen profitieren können. Zur praktischen Seite, wie „man“ Lob und Kritik angemessen formuliert – dazu gibt es zahllose praktische Anleitungen –, muss jedoch eine entsprechende innere Haltung kommen. Beides bedarf des Austauschs und der Übung und sollte daher möglichst schon im Studium bewusst praktiziert werden. Wenngleich sie vermutlich eher diejenigen erreichen, die grundsätzlich schon „bekehrt“ sind, können Weiterbildungen wie „Gutachten schreiben“ einen wichtigen Beitrag leisten, eine entsprechende Kultur zu etablieren. Insofern waren sich die Teilnehmenden einig, dass die DGfE mehr derartig gelungene Workshops anbieten sollte.

Patrick Ressler, Dr., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Erziehungswissenschaften, Abteilung Historische Bildungsforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin.